

Der Feurige Stamm

(Excerpt in German)

Translated by: Zuzana Finger

Contact of the translator: zuzana_finger@hotmail.com

Der Wolkenbruch hielt an, und eisiger Regen prasselte auf die im Unterholz liegenden Männer nieder. Von den warmen Körpern stieg Dampf auf, grobe, kräftige Hände umklammerten die Waffen, und die zusammengekniffenen Augen starrten habgierig auf die Kolonne in der Ferne. Die Bernsteinhändler kehrten mit ihrem Erlös und randvoll beladenen Wagen zufrieden von der Ostseeküste in den Osten zurück.

Ein paar hundert Schritt vor der Karawane ritt auf einem Rappen ein schwer bewaffneter Krieger in einem Kettenhemd aus fränkischen Landen und beobachtete aufmerksam den nahen Waldrand. Regenbäche rannen ihm von den weizenblonden Haaren über die blauen Augen und trübten seine Sicht. Er zögerte. Dann hob er die Hand und der erste Wagen hielt langsam an.

Sein Blick übersprang drei Fuhrwerke und verweilte beim fünften.

Neben dem Fuhrmann saß Asterid.

Auch sie starrte in den Wald vor ihr und der Krieger fand in ihren schwarzen Augen die Bestätigung einer düsteren Vorahnung.

Die Prinzessin vom Geschlecht der Taurischer trug unter dem Herzen das Kind des Kriegers und ihre Zeit nahte. Sie wünschte sich, dass die Karawane noch in diesem Mond die Siedlung des östlichen Volkes erreicht, aus der ihr Mann stammte. Unter dem Filzumhang schauten ihre langen schwarzen Haare hervor, die ihr wie ein dunkler Wasserfall auf die rundlichen Hüften fielen. Sie versuchte, mit dem Blick die grüne Wand vor sich zu durchdringen. In ihrer Rechten umklammerte sie furchtlos einen mit grünen Steinen verzierten Dolch, das Abschiedsgeschenk ihres Vaters.

Der Slawe holte tief Luft, zog das Schwert und atmete durch.

Wenn seine Vorahnung stimmte und die Räuber nur noch ein paar Schritte entfernt waren, musste er die Händler und seine Frau verteidigen. Bisher hatte er sie auf der Reise dreimal vor den Balten geschützt. Jedes Mal waren es bloß ausgehungerte, unorganisierte und schlecht bewaffnete Räuber, deren Mut schnell schwand, als sie die wilde Kraft des schrecklichen Degenfechters zu spüren bekamen. Auf das erste Blut folgte der Rückzug, die Flucht vor der blitzenden Klinge.

Ein plötzlicher Schrei unterbrach die Melodie der Regentropfen und die Angreifer stürmten mit erhobenen Waffen auf die Karawane zu.

Der Verteidiger sog noch ein letztes Mal Luft in seine breite Brust und gab dem Hengst die Sporen, dass dieser vor Schmerz schnaubte und losrannte. Fünf Angreifer teilten die Ziele wortlos unter sich auf und der sechste hob die Lanze, um den Reiter abzuwehren. Im Bruchteil einer Sekunde, bevor sich der Stachel in die Brust des Rappen bohren würde, schlug der Krieger mit dem Schwert den Speer und das Pferd zertrampelte den gestürzten Mann. Der Reiter hielt keinen Augenblick an, mit erhobenem Schwert galoppierte er auf die Fuhrwerke zu, wo die Angreifer schon drei Fuhrleute getötet hatten.

„Asterid!“

Die Prinzessin sprang geschickt vom Fuhrwerk ab, rollte zwischen den Rädern auf die andere Seite, stieß mit voller Kraft den Dolch in den rechten Oberschenkel des Angreifers und schnitt ihn kräftig. Der Hüne schrie, fletschte die Zahnstummel und schwang die Keule, dass die Prinzessin zu Boden fiel. Er stieg über sie, um sein Werk zu vollenden, als ihn plötzlich die Kräfte verließen und er in seinem Wutanfall nicht einmal merkte, wie aus seinem verwundeten Körper das Leben in pulsierenden Wellen entwich. Sein Blick trübte sich und durch den Regen drang das Dunkel in ihn hinein.

Der Reiter sprang vom Pferd und kniete vor der Frau, die mit blutender Schulter im Schlamm lag. Entschlossen schnitt er die Kleidung auf und besah sich schnell die Wunde. Sie war knochentief.

„Ognjen“, stöhnte sie schwach.

Sie brauchte Hilfe.

Er sprang auf und stellte sich dem nächsten Angreifer. Dieser schwang das Schwert und fiel ihn mit tollwütigem Blick an.

Der Kampf um die Karawane war verloren. Zwei getötete Angreifer konnten die offensichtliche Überlegenheit nicht zugunsten des einzigen Verteidigers wenden. Die drei anderen Angreifer schlugen die Händler nieder und stürzten sich auf das Paar, das mit dem Schwert kämpfte.

Der Blonde schwang das Schwert blitzschnell mit beiden Händen, so dass der Blick den Schlägen kaum folgen konnte. Der Angreifer sprang beiseite und schloss sich seinen Gefährten an, die sich vorsichtig um den Krieger verteilten und warteten, dass er müde wurde.

Sobald die Angreifer aufhörten, hörte auch das Schwingen der tödlichen Waffe auf.

Ognjen pfiß durchdringend, der Rappe meldete sich und lief los.

Die Erde bebte, als er zu den Männern heranbrauste und sich zu seinem Herrn stellte.

Der ließ sich auf das rechte Knie nieder und mit dem linken Arm fasste er Asterid um die Taille. Er hob sie auf wie eine Feder und setzte sie auf den Rappen, während er mit der Rechten die Spitze der schrecklichen Waffe den Angreifern entgegenhielt.

Niemand sagte etwas, die Männer schnappten nach Luft und warteten auf den nächsten Zug des Gegners.

Die Angreifer hatten ihr Ziel schon erreicht, die Ware wartete darauf, von ihren gierigen Händen ergriffen zu werden, und deshalb wollten sie den Mann mit dem eisigen Blick und der furchtbaren Rechten nicht herausfordern und riskieren, dass er ihnen die Bäuche zerhackt. Niemand rührte sich, als der Fremde in einer merkwürdigen, unverständlichen Sprache rief und der Rappe einen Schritt zurücktrat und sich dann rückwärts vor den ihn umringenden blanken Schwertern zurückzog.

Für einen Augenblick wurde ein zerbrechliches Gleichgewicht zwischen den Angreifern und dem Verteidiger hergestellt.

Stillschweigend wurde eine Übereinkunft getroffen. Sie lassen einander in Frieden.

Dennoch behielt Ognjen die Räuber im Auge, bis er weit genug entfernt war, um das Schwert sinken zu lassen und zu Asterid auf das Pferd zu steigen.

Er ritt davon, ohne sich umzudrehen.

Der Rappe hielt den vollen Galopp, und er wäre in wildem Tempo vorwärtsgesprengt, bis er nach einem Herzschlag schäumend zusammengebrochen wäre, hätte sein Herr es nicht gezügelt, als Asterid zu stöhnen begann. Die Schwindel wegen der Schmerzen ließ nach und die Wunde blutete im wilden beim Schaukeln immer stärker.

„Ognjen!“ rief sie matt.

Mit einem Schenkeldruck hielt er den Rappen an und sah sich im Tal vor sich um.

Die Landschaft ähnelte nicht im Mindesten seiner Heimat, wo der Himmel tief über den weiten Ebenen voller fetter Schwarzerde lag, die für den Anbau von Hirse und Weizen wie geschaffen war. Überall senkten sich graue, unwegsame Felsenwände in die Täler herab, Nadelbäume woben undurchdringliche Räume, in denen Bären und Wölfe hausten.

Er roch Rauch und schnalzte mit der Zunge.

Das Pferd gehorchte dem Kommando und lief vorsichtig den Trampelpfad entlang.

Eine Ansammlung von Blockhütten lag in einem Seitental versteckt, und um sie zu erreichen, musste er mit dem Pferd durch einen flinken Bach waten, in dem Forellen sprangen. Die Einheimischen beobachteten jede seiner Bewegungen, aus den Hütten kamen mehrere bewaffnete Männer heraus und starrten ihn drohend an.

„Ich komme in Frieden“, rief er schon von weitem.

Die Einwohner verstanden seine Sprache nicht, und deshalb versuchte er es mit Latein, der Sprache, mit der er sich während seines Aufenthalts im Westen angefreundet hatte.

„In pace!“

Ohne Erfolg.

Er hob die Hand und zeigte den leeren Handteller.

Langsam ritt er voran und blieb stehen, als er merkte, dass die Bauern verunsichert zögerten und nach Speeren und Messern griffen. Er stieg ab, legte den Gürtel mit dem Schwert auf den Boden und nahm Asterid in die Arme.

Er neigte sie zu den Männern, damit sie die Wunde an der Schulter und das Blut auf dem Arm sahen. Sie antworteten mit Worten, in denen er keine Drohung erkannte und deshalb schritt er mit der verwundeten Prinzessin auf sie zu. Sie ließen ihn heran; ohne Schwert und mit einer verwundeten Frau im Arm stellte er keine Gefahr dar, obwohl sein schweres Kettenhemd ins Auge stach.

Er steuerte in der Siedlung das größte Haus an. Asterid sollte so schnell wie möglich aus dem Regen ins Warme kommen. In seinem Rücken spürte er Blicke und er hörte zaghafte, eher neugierige als bedrohliche Schritte hinter sich. Jetzt bemerkte er die Frauen und die Kinder, die sich hinter den Männern versteckten.

Der Eingang in das Holzhaus war niedrig und befand sich in der Mitte der Wand, anders als in seiner Heimat, wo sie in die Erdhütten von der Seite hineingingen.

Er trat hinein, der Rauch, der sich normalerweise von der Feuerstätte zum Dach und durch eine Öffnung ins Freie schlängelte, wälzte sich träge durch den Raum, so dass er husten musste.

Mit dem Blick suchte er eine geeignete Lagerstätte und bettete Asterid darauf.

„Bitte ...“

Einen Augenblick lang sahen die Einheimischen mit offenem Mund bald ihn, bald die Frau an, bis eine von ihnen Mut fasste, zu Asterid trat und ihre Wunde betrachtete. Sie wandte sich wieder um und der Raum füllte sich mit einem unverständlichen Geflecht von schnell gesprochenen Worten. Weitere Frauen traten hinzu und plötzlich wurde er sanft beiseitegeschoben. Immer mehr Dorfbewohnerinnen kamen und gingen und schließlich erschien eine recht entschlossene grauhaarige Heilerin. Sie drehte sich zu Ognjen, berührte ihn leicht und drückte seinen Unterarm. Schnell untersuchte sie die Wunde an der Schulter und wandte sich dann der Schwangeren zu. Die Ognjen völlig unverständliche Sprache war Asterid offensichtlich vertraut.

„Die Heilerin sagt, dass die Wehen einsetzen“, stöhnte sie vor Schmerzen.

„Asterid ...“

Er drückte ihre Hand, um sie zu ermutigen.

Dann ging alles schnell.

Die Frauen liefen um Asterid herum und drängten alle anderen weg.

Zum Glück ließ der Regen nach, schneidende Luft fegte durch das Tal, die Flamme hüpfte lebhaft auf der Feuerstelle und der Rauch zog endlich aus dem Raum hinaus.

Die Heilerin kämpfte mit all ihrer Erfahrung um das Leben der Prinzessin, aber die Erschöpfung, der Blutverlust und die schwere Wunde an der Schulter waren stärker.

Gegen Morgen nahm Asterid ihre letzten Kräfte zusammen und brachte ein kräftiges Mädchen auf die Welt, bevor das Leben aus ihrem Körper wich.

[...]

Am Abgrund versammelte sich eine Horde von mehr als zehn Männern aus der benachbarten Bruderschaft. Keiner war von hier. Die Kinder kannten und verstanden die Entscheidungen der Ältesten nicht. Nur ein- oder zweimal wurden sie von Rada in die Burg mitgenommen, wo die Sippenältesten über wichtige Fragen entschieden. Ihre Bruderschaft befand sich am weitesten im Westen und war mit den anderen am wenigsten verbunden. Trotz der Entfernung begriffen die Kinder aus zufälligen Begegnungen, dass ihr Vater eine Spaltung der Sippe verursachte. Unterstützt wurde er von jungen, starken, kampfbereiten Burschen, aber die Älteren waren von ihm tief enttäuscht.

Den Kindern blieb das Herz stehen, als sie am Rand des Abgrunds ihre zwei an Händen und Füßen gefesselten Schwestern und die wütenden, zähnefletschenden Männer sahen, bereit, sie in den Tod zu stoßen.

„Ihr Feiglinge! Ihr könnt mich nicht einfach töten. Ich komme aus dem Abgrund zurück und erscheine euch im Traum.“

„Stopft ihr das Maul!“

Die Männer schämten sich ihrer Niedertracht, obwohl der Befehl an sie eindeutig war, und sie ihn befolgen mussten. Das Schreien der Mädchen weckte Angst in ihrer Brust, und sie wollten die Bluttat schnell hinter sich bringen und von dem schrecklichen Ort verschwinden.

„He!“, schrie Plamen. „Lasst sie los!“

Die Männer waren wie vom Blitz getroffen. Sie hatten angenommen, schnell und ohne Zeugen fertig zu werden. Jetzt wurden sie von zwei der drei Rotznasen angestarrt, die sie gerade am allerwenigsten brauchen konnten.

Plötzlich piff es scharf in der Luft und das Geschoss aus Vuks Steinschleuder traf den Kerl, der am nächsten bei der gefesselten Ajda stand, an der Schläfe. Er blies die Luft aus, wie

ein Blasebalg in der Schmiede, und bewusstlos stürzte er in den Abgrund. Der Körper schlug mit einem schrecklichen Geräusch gegen die Felsen, bis es still wurde.

Es dauerte nur wenige Sekunden, bis das nächste Geschoss flog und dem nächsten Mann neben Ajda rechts eine Rippe brach. Die Restlichen bedurften keines Befehls. Mit erhobenen Waffen stürzten sie sich auf Vuk und Plamen.

Die Jungs warteten nicht auf die Gegner. Sie rannten um ihr Leben.

Die Männer waren schnell und innerhalb weniger Augenblicke rückten sie näher heran. Das Schnaufen der wütenden Verfolger verlieh den Kindern zusätzliche Kraft, ein paar Klafter Vorsprung zu halten. Jetzt zählte nur eins. Entschlossenheit. Für die Jungen, windschnell zu sein, und für die Verfolger, durchzuhalten, bis die Kinder die Kraft verließ. Sie wussten sich im Vorteil. Kräftermäßig konnten sich die Kinder mit ihnen nicht messen.

Die Gewalttäter hatten den dritten Jungen nicht bemerkt. In dem Augenblick, als Vuk den ersten Stein schoss, versteckte sich Vlad im Dickicht, kroch tief ins Brombeergestrüpp und erstarrte. Das Getrappel an seinem Versteck vorbei erschreckte ihn zuerst, er befürchtete, von einer starken Hand am Nacken gepackt und hochgehoben zu werden, dass er nur noch hilflos in der Luft strampeln konnte. Aber nichts geschah und der Lärm legte sich.

Er zog sich ins Freie und rannte zum Abgrund.

„Ajda! Mila!“

Die Schwestern drehten sich herum und sahen ihn an.

„Vlad, schneide den Strick durch!“

„Womit?“

„Da, am Gürtel!“

Vlad beugte sich vor und ertastete durch den Stoff die Messerscheide. Er zog das Messer hervor und schnitt schnell die Stricke durch.

Aus der Richtung, in der die Verfolger seiner Brüder verschwanden, polterte es. Die Männer kamen verärgert ohne Beute zurück. Der Anblick, der sich ihnen bot, als sie mit leeren Händen an den Abgrund zurückkehrten, brachte ihr Blut zum Kochen. Sie sahen den dritten Jungen, wie er seine Schwestern zu befreien versuchte. Sie stürmten vorwärts.

Vlad zwang sich, die Angst wie eine Forelle durch die Finger gleiten zu lassen, ruhig löste er die Fesseln an den Händen und den Füßen seiner ältesten Schwester und dann warf er sich auf Mila und befreite ihre Füße.

„Und los“, schrie Ajda.

Schon zum zweiten Mal an diesem Tag flohen die Kinder so schnell sie konnten, Mila immer noch mit Fesseln an den Händen. Die zweite Verfolgungsjagd war sehr kurz. Die von

Vuks und Plamens schnellen Füßen abgehetzten Verfolger gaben müde auf. Die Kinder verschwanden im dichten Wald.

[...]

Die Entscheidung, wie weiter, fiel schwer. Rada wollte zu ihrer Schwester nach Dnepr Ozero, aber sie würden dort wahrscheinlich nicht vor dem Winter ankommen. Er stürmte am Ende des Herbstmonats, spätestens jedoch um Mitte des Windmonats aus dem Norden heran, und bis dahin mussten sie einen festen Unterschlupf finden. In der Bruderschaft ihrer Schwester würden sie viel leichter überleben. Sie würden ein Dach über dem Kopf haben. Das Essen wäre keine ständige Sorge mehr, ebenso wenig die Wärme. Es gab dort genügend Brennholz, und die dichten Wälder reichten fast bis zum Dnepr heran.

In der kahlen Ebene zu bleiben, war gefährlich. Sie müssten zuerst eine Erdhütte ausheben. Das Graben in der Erde würde noch gehen, aber die Außenwände müssten sie aus Holz bauen und es weit umher suchen. Sie hatten keine Äxte dabei und die Kinderschwerter würden für dickere Stämme vielleicht nicht schwer genug sein. Sie müssten sie mit dem Pferd ziehen. Wenn dem Pferd bei der Arbeit etwas zustoßen würde, könnten sie die Erdhütte nicht fertig bauen, und sie wären dem Winter auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Sie hatten keine Felle, um sie an die Seitenwände zu spannen, die aus dem Boden ragten. Schilf würde wahrscheinlich nicht genügen, damit es in der Erdhütte im Winter warm bleibt. Sie hatten keine richtige Winterkleidung, keine Ausrüstung, keine Kochtöpfe, keinen Kessel, nichts. Nur ein kleiner Topf zum Kochen von Hirse stand ihnen zur Verfügung.

Rada fürchtete sich vor der langen Reise ins Ungewisse, auf der man jederzeit auf Soldaten, Räuber oder wilde Tiere stoßen konnte. Die Erfahrung mit Eimhears Heer war eine ernsthafte Warnung. Einer solchen Übermacht konnte sie nicht die Stirn bieten.

Die Entscheidung musste sofort getroffen werden.

Aus dem Westen wälzte sich eine schwarze Masse von dicken Regenwolken heran. Der nahende Regen kündigte einen langanhaltenden Wetterumschwung an. Rada sah die Jungs in ihrer schadhaften, für die heranziehende Regenzeit vollkommen ungeeigneten Kleidung. In ein paar Stunden würden sie bis auf die Haut durchnässt sein.

In der Zwischenzeit hatte Mila Preiselbeeren gesammelt. Mit flinken Fingern pflückte sie ganze Trauben leuchtend roter Beeren und warf sie in den weit geöffneten Bettelsack. Ihre Gedanken sprangen leichtfüßig von der Aussicht auf das Abendessen zum Pferd, dem sie heute Abend die Mähne bürsten, Zecken entfernen und das Fell striegeln würde, bis zum Augenblick, wenn sie sich an Rada kuscheln würde, die ihr fast flüsternd von Feen und den sich nach der Sonne drehenden Häusern auf Hühnerbeinen erzählen würde. Mila sah ihrer Mutter wie aus

dem Gesicht geschnitten aus und Radas Herz verlor vor so einem lieblichen Wesen den Kampf mit dem Anspruch, alle Enkel gleichermaßen zu lieben. Ajda war die Tochter einer fremden Prinzessin, die Jungs waren Rabauken, und da sie ihre Geduld ständig auf die Probe stellten, war es klar, dass Milica die Königin ihres Herzens war.